



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

URSULA  
KRECHEL

SEHR  
GEEHRTE  
FRAU  
MINISTERIN

ROMAN

Klett-Cotta

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und  
Data Mining i.S.v. §44b UrhG vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München  
unter Verwendung einer Fotografie von © Viviane Sassen,  
Courtesy of the Artist

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96653-4

E-Book ISBN 978-3-608-12409-5

I  
Eva

*Mutter wollte, dass ich mit ihr spreche. Mutter wollte alles Mögliche. Möglich war auch, dass ich nichts wollte und sie alles. Diese Möglichkeit kam ihr nicht in den Sinn. Möglich war auch, dass sie wollte, dass ich nichts wollte oder etwas, das sie nicht wollte. Mutter wollte immer, dass ich mit ihr spreche. Das war doch nicht zu viel verlangt. Wollen, bitten, verlangen. Sprechen war wie Wasser, Sprechen rauschte vorbei. Sprechen war ein Wasserhahn, aufdrehen, zudrehen, etwas tröpfelte noch. Hast du etwas gesagt? Ich sage nichts. Ich sage nicht, dass ich nichts gesagt habe. Ich sage nichts. Das genügt – oder. Mutter wollte immer noch, dass ich mit ihr spreche. Wer ist Mutter?*

*Im Innern war alles ruhig: Die Titel der Beamten waren dieselben geblieben. Wie wenige gab es noch, die die alte Republik gekannt hatten.*

*Tacitus, Annalen I, 3*

Beste Mutter, *optima mater*, nannte der Kaiser Nero seine Mutter Agrippina in seiner ersten Thronrede. Eine begehrteste Stelle war frei geworden: Die junge Witwe Agrippina hatte ihrem Onkel Claudius den Kopf verdreht, sie durfte ihn als Nichte, anders als die anderen Frauen, küssen, das war ein weiblicher Heimvorteil. Schließlich heiratete sie diesen Onkel in einer prunkvollen Zeremonie. Ein Gesetz, das die Ehe zwischen Onkel und Nichte verbot, hatte Claudius aufheben lassen. Nach einer Verletzung war eines seiner Beine versteift, er hatte Zitteranfälle und ließ sich wie eine Matrone in einer Sänfte tragen. So einen Mann hatte Agrippina geheiratet. Ein gemachtes, blutiges Bett, in dem ihr Sohn, ein Jüngelchen, das noch die Kindertoga trug, manchmal unterkroch. Beste Mutter, das Bett war warm, die Matratze durchgelegen, darin lag der alte Mann.

Der zukünftige Kaiser: Seine Mutter Agrippina war für ihn lange Jahre nicht vorhanden. Wusste er, dass sie verbannt, dass ihr Vermögen eingezogen, dass er ein armer Hund geworden war? Agrippina dachte nach, war weitblickend und engagierte einen hochrangigen Erzieher für den Sohn, den Philosophen Seneca, ein gefälliges Talent, so hieß es jedenfalls abfällig aus Kreisen des Senats. Auch er war verbannt worden, und ihn heimzuholen nach Rom war eine Tat, über die man raunte. So mächtig war Agrippina, die Urenkelin von Augustus, dass es gelang. Auch kaufte

sie einen kostbaren Vogel, einen, der sprechen konnte, nicht nur banale Wörter, sondern vernünftige, auch abstrakte, solche, die ein gebildeter Mensch gebrauchte. Ihr Sohn sollte Griechisch und ein vornehmes Latein sprechen und schreiben können. Der Vogel war zweisprachig, zuerst krächte er die Vokabel in der Fremdsprache und dann in der Muttersprache: ruhmreich, tapfer, friedlich, staatsgefährdend. Der Vogel sprach, und der Sohn wiederholte das Wort so lange, bis die Aussprache befriedigend war. War es denn ein Papagei? Papageien umflatterten doch Gummibäume auf einem noch nicht entdeckten Kontinent, wippten, gurrten, kreischten. Sprach die Mutter mit dem Vogel? Wollte sie, dass er auch mit ihr spräche? Sprach er mit der Mutter? Selbstüberschätzung? Überschätzung des Vogeltalents? Die Tante, die für den Sohn verantwortlich war, während seine Mutter in der Verbannung lebte, hatte einen Tänzer und einen Friseur für ihn engagiert, damit war kein Staat zu machen. Die Mutter dagegen folgte einem strengen Erziehungsprogramm, dem er sich gewachsen zeigte.

Claudius adoptierte den Sohn, ein biegsames, sportliches Kind mit vielen Begabungen: Er schnitzte, malte, sang, versuchte sich in Gedichten. Und gleichzeitig kam dem Kaiser Claudius der perfide Gedanke, diesen Jungen, der nun sein Stiefsohn war, mit seiner Tochter Octavia zu verheiraten. Erst mit der Adoption erhielt er den Namen Nero, vorher hieß er nach seinem Vater Lucius Domitius Ahenobarbus – geschenkt. Jetzt waren zwei Herrscherhäuser eng verbunden, das claudische und das julische. Octavia war bei der Hochzeit erst fünfzehn Jahre alt, und Mutter war sehr nett zu ihr, *hatte sie ins Herz geschlossen*, so hieß es jedenfalls. Römische Patchwork-Familien, hochrangiges Durcheinan-

der. Zart, noch unverdorben (angeblich), also beeinflussbar, nichts wusste Octavia. Und Mutter sah mir in die Augen, hungrig, begierig, wollte aufsaugen, auflecken, was ich da ausbreitete, aber ich wollte nichts wissen, nichts von ihr wissen, wusste nichts. Es war unbehaglich mit ihr, ich aß, was sie gekocht hatte, meine Mutter. Urgroßmutter, Großmutter, Großtante, Tante, Mutter, die ganze antike Sippschaft, alle waren mehr oder weniger mit Essen befasst oder seiner Kehrseite, dem Verhungern. Was wusste die junge Schwiegertochter davon?

Wer starb? Zwei Söhne starben auf der Insel, trockneten aus wie menschliches Dörrobst. Die Haut papieren, das Hemd scheuerte an den Ellenbogen. Sie schrien, zuerst kläglich, dann wütend, schließlich verzweifelt. Am Anfang boxten und knufften sie sich gegenseitig mit ihren dünnen Händchen, als könnten sie sich noch das Essen wegnehmen, futterneidisch sperrten sie die Mäuler auf. Die Mutter, so verzweifelt war sie, wusste nicht, was mit ihnen zu tun sei. Gab sie dem Kleinsten ihren Finger, biss er so kräftig zu, dass das Blut herausspritzte und sie aufschrie. Zu schwach, es aufzulecken, wimmerte das Kind, ruderte mit den Ärmchen. Das größere Kind, greisenartig eingefallen der Mund, glanzlos die Augen, atmete mit rasselnden Lungen, fieberte in der Hitze, zitterte im Schüttelfrost, schnappte nach Luft. Ach, hätte sie eine der Ziegen schlachten können, ein Feuer anzünden, um den Söhnen etwas zu geben. Aber sie hätten die Nahrung nicht mehr vertragen, die Mägen waren geschrumpft, und sie wären am Fleisch gestorben, das wäre bitterer gewesen als am Hunger.

Eva Patarak sah sie sterben, sah sie in Großaufnahme in einem antiquierten Kostümfilm, glaubte den Bildern und



zerdrückte eine Träne. Mitleid mit der antiken Mutter, Agrippinas Mutter, der Mutter aus dem Historienschinken. Eva Patarak sah die Schauspielerin mit dem großen Namen im antiken Gewand. Sie war müde aus dem Kräuterladen gekommen, in dem sie in der zweiten Schicht gearbeitet hatte, ihr Pullover roch noch nach Lavendel. Frauen in Rom und anderswo wollten, dass es ihrem Sohn wohlergehe, fütterten ihn. Frauen in Rom und anderswo fürchteten, sie könnten vergiftet oder auf andere Weise getötet werden. Dabei waren es meistens Frauen, die als Giftmischerinnen verdächtigt wurden. Aber wer wurde ermordet, und wer tötete? Die Mütter dachten sich Speisefolgen aus, berieten die Köche, gaben Anordnungen, ließen Artischockenblättchen zupfen, frisch gefangene Vögelchen mit einer Farce füllen, tränkten den Sohn mit ausgesuchten Weinen, ein erstes Glas, an dem genippt wurde und noch ein zweites, und dann ist es aber genug, mein lieber Sohn. Aber er ist doch schon fast erwachsen. Vollmundig, aber nicht volljährig. Waren denn die Nudelgerichte schon erfunden? Und Eva Patarak schnippelte Bohnen, schälte Kartoffeln, legte den Sauerbraten ein. Iss nur kräftig. Erbsen und Möhren, die Möhren sehr weich und ohne viel Geschmack. Der Sohn sagte: Die Möhren schmecken nach nichts. Sie sah ihn an – und ihr Blick wechselte die Farbe, wurde dunkel, sehr dunkel. Der Sohn aß weiter, aß nur die Erbsen, die von der Gabel kullerten, beugte sich tief über den Teller und sah sie nicht an. Mutter wollte, dass ich mit ihr spreche. Sie wollte nicht die Teller wegräumen, mach doch endlich, sie wollte dem Sohn ins Gesicht sehen, wollte darin lesen, wenn schon nichts Deutliches, dann eben nur krumme und schiefe Buchstaben, Kugelschreiber-geschmier, keinen Ausdruck aus dem Drucker. Es gab nichts

zu lesen, nein, nicht unleserlich, nicht verblasst, wie sie es sich vorstellte, sondern alle Zeichen gelöscht, endgültig.

Die Mutter (Ist sie damals schon Mutter, oder ist es die Mutter der Mutter oder die Urgroßmutter?), von ihrem Bruder verbannt, fristet ein dürres Dasein auf einer der pontinischen Inseln. Es wurde behauptet, sie sei in eine Verschwörung verwickelt gewesen. Das müsste erst einmal bewiesen werden, aber niemand hat daran Interesse. Auf der felsigen Elendsinsel bleibt sie nicht, das hat sie sich geschworen. Man ließ sie verhungern, oder sie hungerte sich selbst zu Tode, als wäre das ein Protest. Sie hatte vom Heu gegessen, auf dem sie ihr Lager bereitet hatte, Wurzeln, Baumrinden. Sie sah den Eidechsen zu, die über die Felsbrocken huschten in der flirrenden Hitze. Sie sah den Ziegen zu, die hoch auf die Felsen kletterten, unerreichbar für sie, unerreichbar für die Kinder, sah die unbändige Munterkeit der neugeborenen Zicklein, ihre staksigen Läufe, die Neugier, mit der sie die Felsnasen eroberten, noch ein Schritt, ein Sprung unter dem Blick des Muttertiers. Alles war Können, alles war Lust, ein aufgeregtes Stupsen am Euter, Saugen, die Geduld des Muttertiers, mit der es stehenblieb, bis das Junge seinen Hunger gestillt hatte, Hunger, Lebenshunger. Dann ruhte es, und ein Beben ging durch die Flanken, durch das ganze zarte Körperchen bis in die durchsichtigen Ohren. Aber sie war doch verhungert, oder hatte sie nicht mehr gegessen, weil sie fürchtete, vergiftet zu werden? Das Gift war in ihrem Kopf, nahm seit der Verbannung immer mehr Raum ein, bis sie schließlich ihren Mann Claudius mit einem Pilzgericht vergiftete, mit Pilzen, die er so gerne aß. Aber auch das ist unsicher, es könnte sein, dass er sich überfressen hatte. Von einigen Senatoren hatte er sich verabschiedet,

das tut niemand, bevor er ermordet wird. Also doch ein natürlicher Tod, der aber nicht gut ins Erzählen passt.

Nachdem Nero als Siebzehnjähriger die Herrschaft angetreten hatte, hielt er Hof, hielt sich für die Inkarnation des Jupiter, gekrönt, versöhnt mit der Welt, wie er sie sah. Er hatte seinem Großonkel und Adoptivvater, den er beerbt hatte, mit allem möglichen Pomp ein Staatsbegräbnis ausrichten lassen, mit salbungsvollen Sätzen, vergifteten Reden, Schönfärberei. Einer der Senatoren hatte Claudius zum Himmel auffahren sehen, *divinus Claudius*, also war er göttlich geworden, also musste die Eigenschaft auf seinen Nachfolger übergehen, also war Nero berechtigt, an allen möglichen Plätzen eine Büste von Claudius aufstellen zu lassen, auch in den Synagogen, was die jüdischen Bürger entsetzte. Sie hatten doch einen Gott und brauchten keinen gotteslästerlichen aus Marmor. In einem ihrer heiligen Bücher stand der Satz: Und das Volk nahm Donner und Blitz wahr, den Schall des Horns und das Rauchen des Berges.

Gleich wurden Münzen geprägt: ein Doppelportrait von Sohn und Mutter, als handele es sich um ein hohes Paar, ein Herrscherpaar. Das gab es noch nie in der Geschichte des Münzwesens. Zuerst die Mutter, *optima mater*, beste Mutter, die Mutter stützt den Sohn, wo immer sie kann, sie ist einfallsreich, sie hat Macht, sie hat viel Macht und will mehr Macht. Sie empfängt Senatoren und Offiziere, nimmt, versteckt hinter einem Vorhang, an offiziellen Sitzungen teil. Sie hat Freunde und Berater, die ihrem Sohn haushoch überlegen sind. War der Kaiser seiner Mutter dankbar, dass sie ihm den Weg geebnet hatte? Hatte sie durchgesetzt, dass sie, die Mutter, verewigt würde? Danke, Mutter, *optima mater*. Mutter ist die Beste. Also tötete er seine Mutter nicht.

Seneca lobte seinen Schützling öffentlich und sah mit ihm ein goldenes Zeitalter heraufziehen. Diese Zuversicht wurde ihm vergoldet, längst war er Mitglied des Senats.

Der Sohn im inzwischen muffigen Zimmer, Kinderzimmer, Jugendzimmer, Sohneszimmer. Er nennt es sein Arbeitszimmer, wenn er mit mir spricht. Er ist zu alt für Aufforderungen. Er ist zu dickfellig (oder zu dünnhäutig?), er will nicht gestört werden. Er überragt mich um Haupteslänge. Der Sohn reitet zwischen den Websites hin und her, Wildwest in seinem Zimmer, öffnen, schließen, surfen, gekrümmter Rücken, trommelnde Fingerspitzen, wenn die Internet-Verbindung zu langsam ist. Er bewegt sich in weitläufigen Räumen, düsteren Räumen, in seinem Zimmer das blaue Licht des Bildschirms. Und dort bleibt er, beharrlich, er versenkt sich (in was?). Das muss etwas anderes sein, eine Sanftheit, eine Anpassung an die Gegebenheiten, vielleicht ein Gleiten mit dem Wind, was weiß ich, all das in meiner Wohnung, in meinem Rücken, hinter der verschlossenen Tür. Was weiß ich, was er nicht tut, sagt sich Eva Patarak.

Der Onkel hatte Neros Mutter geheiratet oder sie ihn dazu gebracht, sie zu heiraten. Schönheit half, Schönheit vergoldete, blendete. Das sagten die Historiker, die weder den Onkel noch die Mutter noch den Stiefsohn leiden konnten und ihnen nicht genug Schandtaten andichten konnten; je mehr, desto besser. Man liest die Geschichte lieber, wenn es einen zwischendurch gründlich schaudert, rauf und runter muss es gehen wie bei der Achterbahn. Intriganten müssen

aufzutreten, *Ränkeschmiede* hieß das Wort in den frühen Übersetzungen. Aus den Kulissen trat jemand mit wichtigtuersicher Miene, straffte die Schultern, hielt eine Rede, die ganz beiläufig klingen sollte, aber sorgfältig vorbereitet worden war. Nein, kein Muttermord, noch nicht, kein Gedanke daran, *optima mater*, aber der Onkel, das schreiben die Historiker, hatte doch seine erste Frau Messalina ermorden lassen. Nein, das ist unrichtig, jedenfalls nicht diplomatisch genug ausgedrückt: Er wollte, dass sich Messalina für ihren offenkundigen Ehebruch rechtfertigte. Er gab ihr Gelegenheit dazu, so hieß es, aber Messalina nutzte sie nicht. Berater traten auf, drängten sie zum ehrenvollen Selbstmord, nachdem ihr Hausfreund und Liebhaber, mit dem sie eine pompöse Zweitehe gefeiert hatte, tot war. Mord, erzwungener Selbstmord, wer nicht spurte, dem wurde ein Arzt ins Haus geschickt, der die Pulsadern aufschnitt. Jetzt beben die Berichte vor Erregung, die böse Frau, die gierige, unmäßige, auch sie soll verschwinden. Sie versucht, sich zu erstechen, um ihrer Ermordung zuvorzukommen. Sie sitzt an der Seite ihrer Mutter (oder der Tante?), die ihr die Hand hält, die andere Hand, die Hand, die den Dolch nicht führt. Der Dolchstoß gelingt nicht, der Tribun greift ein, sticht wieder zu. Die Mutter darf sich um ihre sterbende Tochter kümmern. Dann ist Messalina tot und soll vergessen werden, *damnatio memoriae*, ihre früheren Liebhaber sollen diskret schweigen, ihre Kammerfrauen, ihre Vertrauten, sie schweigen eingeschüchtert, erschüttert. Und es sind andere, die für die Gerüchte, die sie streuen, dankbare Abnehmer finden. Ihr Mann habe fürchten müssen, sie könne darauf aus sein, ihrem Geliebten zur Herrschaft zu verhelfen, sich gegen ihn verschwören. Nun kann alles Mögliche behauptet werden,

und alles reiht sich in einer logischen Folge aneinander, die verschlingende, männermordende Frau, die ermordet wird. Zahn um Zahn, Fleisch um Fleisch, Geschlecht um Geschlecht. Augen, die sich nicht schließen wollen, aufgerissener Mund, Entsetzensschrei, auch hier ein Opern-Finale, die ganze Frau ein *fin de siècle* und danach tosender Beifall, der der Sängerin gilt, nicht dem Libretto, vor dessen Gewaltverherrlichung gewarnt wird. Mutter wollte, Mutter wollte inständig. Mutter hoffte.

Der Sohn, der den Babyspeck nie so richtig losgeworden war, aß die Erbsen, eine rollte auf den Küchenboden, er kickte sie mit dem Fuß weg. Der breite Fuß des Jupiter, der in gewöhnlichen Sommerlatschen steckte, Leder oder ein veganes Material, das einem Leder täuschend ähnlich sah, aber auch aus Plastik sein konnte, antikem Plastik, Sommerlatschen, die dazu gut waren, um die Füße auf den Tisch zu legen – ganz entspannt nach der Mahlzeit. Was aß der junge Kaiser? Aß er frischen Fisch, Seeigel, Muscheln? Ein Zicklein, Wachteln, aß er Erbsen oder schnippte sie weg? Er aß so gern, gern und viel, und er aß nicht gern allein, ertrug das Alleinsein ohnehin schlecht. Große Gelage gefielen ihm, oder er ließ sich zum Beispiel in der Orchestra vor Zuschauern auftischen: ein Schauessen. Aber schon sein Vorgänger und Stiefvater Claudius hatte sechshundert Gäste auf weite Plätze eingeladen, da lagerten sie, und seine Kinder Octavia und Britannicus, begleitet von verwöhnten Jungen und Mädchen aus der Oberschicht, saßen am Kopfende der Liegen und futterten die Häppchen, die sie stibitzt hatten. Was wollte man dann kleinlich Nero vorwerfen? Auch für die Zuschauer auf den Rängen fiel etwas ab.

Der Sohn ist wütend, wenn der Hund des Nachbarn bellt. Es ist ein Bellen, das heiser klingt, eher wie das Bellen eines Gebirgshundes, aber es ist kein Schweizer Sennenhund, sondern ein bräunlich-gelber kniehohes Hund, den ich manchmal zusammen mit einem hinkenden Rentner auf der Straße sehe. Der Sohn ist so wütend, dass er auf den Tisch haut. Dabei bricht er sich den Finger, das obere Glied des Mittelfingers. Es müsste doch ein Handkantenschlag auf den Tisch gewesen sein, warum dann der Finger? Im Krankenhaus war man nicht freundlich zu ihm. Der dicke Verband, der wie ein Fingerhut aussieht, stört ihn beim Bedienen des Computers, das macht ihn von neuem wütend. Doch, manchmal setze ich mich zu ihm, wir essen zusammen, und das ist schön. Wieder bellt der heisere Hund. Ich warte darauf, dass der Sohn mit mir spricht. Er wird auch wütend, wenn er einen Zitronenkern aufheben will und er ihm zum wiederholten Mal aus den Fingern glitscht. Nimm doch die andere Hand, sage ich, aber ich fürchte gleichzeitig, dass er mit der gesunden Hand auf den Tisch haut – aus Wut über mich, aus Wut über den Gips. In seinem Zimmer, allein, beruhigt er sich wieder. Und ich weiß, dass ich auch in mein Zimmer gehen sollte. Auf der Stelle gehst du in dein Zimmer, das wird er wohl gedacht haben, es war kein Befehl, sondern ein guter Rat. So fasse ich es jedenfalls auf. Ich warte darauf, dass mein Sohn mit mir spricht. An einem anderen Tag betrete ich sein Zimmer, er dreht mir den Rücken zu; ich sollte nicht auf seinen Bildschirm schauen, tue es aber doch. Offenbar hat er aus der Mediathek eine Politiksendung aufgerufen. Ich erkenne sie sogleich: die Justizministerin in einer Diskussionsrunde sitzend. Energisch sagt sie: *in meinem Haus* und *in Kürze werde ich*. Sie ist eine

Frau in meinem Alter, ministrabel, so hieß es schon lange, ihr Wahlkreis ist in der Nähe. Es hieß, es sei keine Überraschung gewesen, als der Bundeskanzler sie zur Ministerin ernannt habe. Und: Sie spricht, als wäre selbstverständlich, dass es ein Kontinuum gebe und die Rechtsauffassung sich gleichzeitig ändern müsse, Koalitionsgewirr. Bis jetzt sei ihr noch kein Fehler unterlaufen, sagt die Moderatorin. Als wäre es ein Automatismus, einer Ministerin am 101. Tag, nachdem sie ihr Amt angetreten hat, einen Fehler anzuhängen, zumindest die Unachtsamkeit nachzuweisen, mit der sie in eine Falle getappt ist, die ein Journalist aufgestellt hat. Da sitzt sie im Zimmer meines Sohnes, verkleinert auf 20 Zoll seines Bildschirms, was kümmert ihn die Justizministerin?, er arbeitet doch an einem Projekt, das verstehst du nicht, Mutter, ist zu kompliziert, *in meinem Haus*, in meinem Haus plärrt ein Kleinkind, eine Tür wird ins Schloss gedonnert. Das Haus ist hellhörig, das Haus hat Ohren, die an den Balkons angewachsen sind. Es ist unmöglich, nichts zu hören, während man die Augen schließen kann, vor etwas verschließen kann. Also arbeitet er nicht. Aber das sollte ich nicht wissen, darf es nicht wissen. Er arbeitet doch immer, so scheint es jedenfalls, wenn er mit vergrübeltem, abwesendem Gesicht in der Diele auftaucht, seine Jacke anzieht, mir zunickt: Ich geh dann mal. Es ist unangemessen, einen erwachsenen Menschen, wenn er das Haus verlässt, zu fragen, wohin er geht. Ein Sakrileg, als wollte man durchs Schlüsselloch spähen. Er geht, und ich bleibe. Ich gehe, und er bleibt. Ein Sakrileg, als hätte ich schon durchs Schlüsselloch gespäht. Später warte ich darauf, dass er wirklich sagt: Geh jetzt, geh aus meinem Zimmer und schließ die Tür - und zwar von außen. Mit anderen Worten: Hau ab. Ich



warte, dass ich sagen werde: Lass mich doch, lass mich doch bei dir bleiben. Ich warte auf mich selbst, warte, dass das Hirn überflutet wird von Träumen. Ich sehe seinen Blick nicht. Wenn ich möchte, dass er mich ansieht, auf dem Weg ins Bad, in der Diele, sieht er an mir vorbei. Ich frage: Willst du nicht frühstücken? Es ist elf Uhr. Ich frage zu viel, ich rede zu viel. Er spricht nicht und geht in sein Zimmer zurück. Sonntag, ein verregneter Tag, ein verlorener Tag, ein Tag wie in eine Grube gefallen. In der Nacht das blaue, ausgekältete, vernünftige Licht des Bildschirms, das seinen Raum erhellt, kein Film, keine Zeilen auf dem Bildschirm, der Bildschirmschoner schon die Mutter-Sohn-Beziehung. Gute Nacht, mein Sohn. Ich wasche mein Gesicht mit kaltem Wasser.

Und da ist der Laden mit seinen Düften, der Montagsladen mit der altmodischen Holztheke. Ja, man hat einen glatten Belag daraufgeklebt, irgendeinen Kunststoff, der nicht so ganz zum Angebot passt, eigentlich überhaupt nicht, hinter mir die Regale, die vielen Schübe und die großen sanftgrünen Kästen aus starker Pappe, alles ist sanftgrün in der Filiale, eine Farbe wie in Goethes Arbeitszimmer, hat eine Kundin kürzlich gesagt. Ich wusste nichts von Goethes Arbeitszimmer, ich stehe im Laden. Aber die Kundin sah zufrieden aus, heiter, als könnte sie gleichzeitig hier und dort sein, staunende Besucherin hier auf einer Tagesreise nach Weimar – bitte nichts berühren – und unentschlossene Kundin dort im Laden, in dem sie Tütchen und Flakons aus dem Regal nimmt und wieder zurückstellt. Silbriggrün wie Salbei, lanzettförmige, samtige Blätter. Wohlbefinden, Entschlackung und die Hoffnung auf Entgiftung in jeder Schublade, in jedem Flakon. Alle Schübe

sind beschriftet, und es sind sehr viele Schübe, die Schildchen auf der Vorderseite stecken in Metallrahmen, darunter die blanken Griffmulden. Es hat lange gedauert, bis ich mir den Inhalt all dieser Kästen eingepägt habe, Kräuter, getrocknete Beeren, Früchte oder ungewöhnliche Teesorten. Wenn ich einen der Kästen öffne, tauche ich in einen Duft. Manche Düfte sind weihnachtlich, andere klebrigsüß, wieder andere zitronenfrisch, aus anderen Kästen staubt es. Der Staub setzt sich in die Nase, und man riecht gar nichts mehr. Ist etwas aus einem der großen Kästen längere Zeit nicht lieferbar, wird ein anderes Produkt in den Kasten gefüllt, Angelikawurzel, Irisch Moos, Ackerschachtelhalm, Aroniabeeren zum Beispiel. Ich wechsele das Schildchen aus und bespreche die Änderung mit meiner Kollegin. Auf der Ladentheke die braunen Fläschchen mit Schlaftropfen, Hustentropfen, Tropfen zum Einreiben gegen Muskelverspannungen, Tropfen, die ganz allgemein das Wohlbefinden fördern mit einem frischen Duft, *aha, Wellness-Tropfen*, sagen die Kundinnen, und ich nicke. Männer kommen seltener ins Geschäft; dies ist keines, in dem rasch ein Geschenk für eine Frau eingekauft werden kann. Man muss sich einlassen, wenn man sich nicht schon auf die Frau eingelassen hat. Die Beschenkte würde sofort erkennen, ob er etwas von ihren Neigungen verstanden hat, zumindest ein bisschen, ob er sich Mühe gibt, ihr Lebensgefühl und seine mögliche Verbesserung zu verstehen, zu der er ja nur partiell beitragen kann, oder ob er in einem Nebel stochert, ja, vielleicht nur Staub aufwirbelt, Staub, hinter dem sich ein sorgsam verhüllter Konflikt verbirgt. Wellness hilft da nicht. Lavendel, Lindenblüten, Kamille.

Es ist natürlich keine 1A-Lage, in der sich die Filiale be-

findet, sondern eher 2B, ganz am Rand der Fußgängerzone. Der Markt regelt den Preis. 1A ist dort, wo ich nicht bin. Ja, wäre die Filiale in Rütterscheid, nicht weit vom Rütterscheider Stern, da passte sie hin, aber hier, ein Kommen und Gehen, eine Eröffnung mit Luftballons, einem Gläschen Sekt und später ein kleinlautes Schließen, Kredite können nicht mehr bedient werden, ein chinesisches Restaurant nebenan, ein Studio für kratzbürstige Fingernägel, künstliches Wimperngeklimper und zu viele Läden, in denen Handys repariert werden. Bauvorhaben bleiben Ruinen, und dann schlägt sich wer mit wem, aber bitte doch nur in Altenessen, nicht bei uns. Wem es nicht passt, muss wegziehen, sagt ein Stadtrat, der im Grünen lebt. Wegziehen wohin, wenn die Mieten steigen? Wenig Laufkundschaft, Stammkundinnen und Kundinnen, die zu Stammkundinnen werden müssten, für die ich mir viel Zeit nehme. Nicht nur, dass ich ihnen das Yamswurzel-Präparat empfehle, den Sanddorn-Extrakt oder einen Frühjahrssirup mit vielen Vitaminen. Eine Frau mit einer roten Wollmütze hat eine Flasche Zitronenöl aus dem Regal genommen und auch eine Packung Magen-Darm-Tee, beruhigend, reizstillend, greift noch nach einem Tütchen Kräuterbonbons auf der Theke. Sie zahlt in bar mit einem großen Schein. Ich zögere beim Öffnen der Kasse, das ist der richtige Moment: Wollen Sie eine Kundenkarte? Ich erkläre die Vorteile der kleinen, unscheinbaren Karte, den Chip darauf, die Hinweise auf neue Produkte, Prozente, interessante Rabatt-Aktionen per Mail, bei denen sie viel Geld sparen könne. *Werden Sie Member*, steht auf einem Schild an der Kasse. Die männlichen Kunden, vielleicht ausgenommen die, die unsere bewährte Fußcreme kaufen, sind für eine Kundenkarte nicht leicht zu er-

wärmen. Und abgehetzte Kundinnen kurz vor Ladenschluss mit der Frage zu behelligen, ob sie eine Kundenkarte wollen: Das geht gar nicht. Jetzt haben sie sich schon den halben Tag die Hacken abgelaufen und die Fußcreme soll sie laufen lehren. Augenzwinkernd sagt meine Kollegin manchmal: Man muss sie sich warmhalten, lauwarm sind sie ganz praktisch für die Bilanz. Draußen wummert ein Presslufthammer. Warum ausgerechnet jetzt in dieser Nebenstraße eine Leitung erneuert wird, gut, gut – aber wer betritt schon ein Geschäft, wenn er vor der Tür einem Presslufthammer ausweichen muss.

Ich spüre den Staub zwischen den gesunden Kräutern, er legt sich aufs Gemüt. Ich bin angehalten, mindestens zehn Kundenkarten am Tag auszugeben, Kundinnen zu beschwatzen, zu locken, zu überzeugen, das gelingt immer seltener. Ich spreche vom Newsletter, den Informationsabenden zu Themen wie Gesundheit und Lebensqualität. Ich zeige auf das altmodische Plakat mit dem Gründer der Firma: *Wir verneigen uns vor den Pflanzen, entnehmen ihnen nur das Beste und bieten es der Gesundheit an.* Ich verkaufe Tee, verkaufe Vertrauen, Treue. Sie werden davon profitieren, sage ich, das fällt mir schwer, denn beide, Gesundheit und Lebensqualität, fehlen mir, und so sehe ich wohl auch aus kurz vor Ladenschluss. Trank der Kaiser Nero Kräutertee? Wenn ja, aus welchen Gefäßen? Wurden ihm Wacholderbeeren verabreicht, eine Delikatesse aus Germanien? Die Kundinnen waren gewarnt, sie lasen Berichte und Tipps der Verbraucherberatung, es gehe doch nur um ihre Daten. Das sei Verrat auf Raten, Futter für die Gefräßigkeit der Firma. Die Frau mit der roten Mütze lehnt dankend ab. Dann ein schiefes Lächeln: Ich komme doch ohnehin bei Ihnen vor-

bei, liegt auf meinem Nachhauseweg. Abends trug ich den Tagesumsatz in eine Tabelle ein, in einer anderen Spalte die Zahl der ausgegebenen Kundenkarten. Das war wohl vorsintflutlich. Manchmal fürchtete ich, die eine oder die andere Mail-Adresse auf den Anmeldeformularen zu einer Kundenkarte wäre falsch, und resignierte. Mit einem Klick waren sie in der Zentrale, in der sie ausgewertet, mit den Zahlen der anderen Filialen verglichen wurden. Einen solchen Überblick hätte ich mir auch gewünscht: Wo stand ich im Ranking? Mit Leib und Seele im Kräuterparadies, sanftgrün, zart, verhalten.

Jetzt also noch einmal und alles in Ruhe: Zuerst Augustus, dann Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, die Augen fest schließen und alles rekapitulieren. Augustus verbannte seine Tochter, weil sie angeblich einen unsittlichen Lebenswandel führte, Tiberius verbannte seine Schwester, weil sie ihm im Wege stand. Caligula, der Grausame, schickte seine zweite Frau ins Exil, verschonte aber seine Schwestern. Claudius ließ seine erste Frau töten. Wer über die Herrscher schreibt, muss es begreifen: Genealogien, Theorien, aber bloß keine marmorglatte Erstarrung. Jemand, der gut Latein kann und sich in römischer Geschichte auskennt, müsste auf den Plan treten und Erklärungen abgeben, lauter Hinweise, die Fußnoten ins Laufen bringen. Jemand ruft: Nicht so schnell, man muss die Leute dort abholen, wo sie sind. Aber wo Leute sein könnten, ist niemand, gähnende Leere. In den römischen Bibliotheken liegen die Bücher, die Schriftrollen sind, in Wandnischen. Sie sind Urnen eines Wissens, das vergänglich ist, wenn die Schriften nicht wie-

der und wieder abgeschrieben werden. Abschreiben heißt verändern, ins Eigene übersetzen, die Geschichte schichten, berichten, erfinden, weglassen. Hin und her wird geheiratet, adoptiert, verstoßen, intrigiert, in den Tod getrieben, gemordet. Viele Frauen, eine Unzahl von Ehefrauen, erste Frau, zweite Frau, dritte Frau, Frauen zur zweiten Hand, Geliebte, Prostituierte. Grabmale sprechen von ehelicher Treue. Wenige Nachkommen, deshalb werden Söhne adoptiert. Kinder sterben – die meisten an Infektionskrankheiten – viele sind nicht einmal sechs Jahre alt. Kinder werden betrauert, Mädchen und Jungen gleichermaßen, wunderschöne Grabsprüche haben sich erhalten. Kinder werden aus dem Weg geräumt, wenn sie dynastischen Ansprüchen im Weg stehen.

Nun also wieder Agrippina, die Mutter. Wäre Seneca der richtige Mann, um einen Diskurs über die Stellung einer hochstehenden Frau zu beginnen, die höher und höher hinauswill, was könnte er ihr raten? Wenn sie es recht bedachte: nichts. Agrippina hätte gerne eine Frau ihres Alters kennengelernt, ein Gespräch geführt, nicht gleich auf Augenhöhe, dafür war ihr Blick auf sich selbst zu sicher (selbstsicher?). Wenn schon nicht auf Augenhöhe, dann auf der Höhe der Zeit. Eine Frau aus einem anderen Zeitalter müsste es sein, warum nicht aus einem anderen Jahrtausend, vertrauenswürdig, verschwiegen, mit der sie sich austauschen könnte – über Macht und Ohnmacht, über Gewalt? Vielleicht würde Rom gar nicht mehr bestehen, das römische Imperium wäre eine Saga, umso wichtiger, dass sie ihren Platz sicherte in dem Trümmerhaufen. Aber die Frau müsste ihre Sprache sprechen, ein gewähltes Latein, und dies in einer denkbar fernen Zeit. Jemand mit Ein-

fluss auf junge Menschen, vielleicht eine Lehrerin. Eine Frau an einem Tisch, ein Buch mit einem lateinischen Text war aufgeschlagen. Ihr Finger fuhr eine Zeile entlang, sie prüfte, verglich, schlug nach, notierte. Aber das Buch war ein Block, ein Buch-Block wie ein weißer Ziegelstein, Seiten, die umgeblättert werden mussten, Papyrus, Papier, und die Hülle darum war nicht aus Leder, sondern aus Karton. Einen Augenblick lang überlegte Agrippina, wie es wäre, wenn sie einer Frau die Erziehung ihres Sohnes übertragen hätte, einer Dame im öffentlichen Dienst. Zukunftsmusik. Sie sah sich selbst historisch.

Sie war eine geborene Kölnerin, Agrippina, eine, die schon die Welt gesehen hatte, das Siebengebirge, das einen anderen Namen hatte, die Rheinenge – Loreley saß noch nicht dort – auch den Rheingraben hatte sie gesehen, der Limes war noch nicht gebaut. Gesehen hatte sie auch die grünen Matten des Allgäus, die Schreckensfelsen bei der gefährlichen Alpenüberquerung, eisige Bäche, kristallklare Luft, glitschiges Kalkgestein. Jeder falsche Tritt eines Pferdes konnte die Reisende ins Unglück, in den Abgrund stürzen. Sie hatte die Hitze in Oberitalien auf der Stirn und im Nacken gespürt, den blitzblauen Himmel und die überwältigende Fläche des Meeres gesehen, sich noch einmal umgeschaut mit einem fast sentimentalen Blick: Da, von Norden komme ich her. Alles war römisch, und sie war eine Bürgerin dieser Großmacht, auf dem Weg, eine Art weibliche Großmacht zu werden, die weitgereiste, weltläufige Frau: Agrippina aus Köln. Und jetzt (eine Auslassung: Ehe, Begattung etc.) gebar sie einen Sohn, ein klassisches Ereignis, und böse Zungen behaupteten, er habe mit den Füßen voran seine Mutter verlassen, das war schon ein Omen. Aber

keines der Schandmäuler war dabei gewesen, und die höfischen weisen Frauen schwiegen über die Geburt, die Umstände, die jede Schwangerschaft macht. Die Mutter des zukünftigen Kaisers: als sie noch an ihrem Aufstieg arbeitete im Dschungel der weit verzweigten Verwandtschaft mit Tanten, Großmüttern, Frauen aus der ersten Ehe, aus der zweiten, deren Söhnen, deren Ansprüchen oder deren schöner Tochter mit staunenswerten nördlichen Sommersprossen. Auch die Mutter macht eine gute Figur. (Von Schönheit ist nicht die Rede.) Und ist sie denn nicht in Pompeji zu sehen, auf einem Mosaik oder möglicherweise auf einem der Wandgemälde? Natürlich nicht, der Vesuv wird erst im Jahr 79 ausbrechen, da ist Agrippina, die einflussreiche Frau des Kaisers Claudius, die Mutter des Kaisers Nero, die mächtige Frau, die sich aufmandelte, längst zu einer unerhörten Gestalt geworden.

Ihre Heimatstadt, die nur eine kleine Siedlung der Ubier war, bevor sie sie erweckte, wurde nach ihr benannt, Colonia Agrippina oder Colonia Agrippinensis. Aber nein, sie erweckte sie nicht, sie gründete die Stadt, verewigte ihren Namen, zeigte den Verbündeten im Norden, wo der Hammer hing. Dass eine Frau eine Stadt gründete und ihr ihren Namen gab, war eine Sensation. Die Stadt war vormals Sitz eines Heeresbezirks, eine Veteranenkolonie. In Germanien hatten sich die römischen Truppen müde gekämpft, Verluste hinnehmen müssen, ihr Tross war dezimiert. Sie waren die Kälte nicht gewohnt und rückten zusammen. So war ihre Stadt auch eine Ansiedlung der Fußkranken, der altgedienten Schlachtrösser, der lahrenden Hengste, die am Rhein ihr Gnadenbrot fraßen. Neue Bürger kamen hinzu, Eroberungen, Pakte, Einverleibungen, und der Bereich, in



dem das römische Recht gesprochen wurde, dehnte sich gewaltig aus. Ruhm dieser Frau. Damals wusste sie noch nicht, wie sie den Akzent in ihrem Namen setzen sollte: auf der dritten Silbe, Agrippīna, wie es die Kölner taten, die eine lokale Festivität ausrichteten, die sie lustig fanden, die aber eher eine Belustigung war, bei der ein dicklicher Mann mit strohblonder Zopfperücke anmaßend als eine Frau auftrat, als sogenannte Agrippīna, eine Spottgestalt, auch übergriffig Jungfrau titulierte. Agrippīna, wie China, Ballerina, Pepita. Die Stadt, in der sie geboren wurde, nahm's nicht so genau, und so ist es geblieben. Als sie nach Rom kam, setzte man den Akzent nicht anders als in Köln – auf der dritten Silbe –, das enttäuschte sie. Eleganter hätte sie ihn auf der zweiten Silbe gefunden: Agrīppina, wie eine um die Schultern geworfene Stola. Agrīppina mit Anmut und Anmaßung, so wollte sie sein. Jedenfalls vermied es die Mutter des Kaisers, ihren Namen auszusprechen. Genannt zu werden, im Gespräch zu sein und zu bleiben, schien ihr wichtiger als im eigenen Namen zu sprechen. Es war würdevoll, aus der Machtfülle zu schöpfen; intime Nähe, Zweisamkeit, Symbiose waren vorauszusetzen. Eine Mutter weiß, was für ihr Kind das Beste ist, *optima mater*. Sie hatte Macht über ihren Sohn, aber keine Macht über die Ausspracheregeln. Spätere Lateinlehrerinnen mussten ihre Schüler vermutlich davon abhalten, einen Bauern *agricōla* zu nennen, als wäre er ein Werbeträger für ein übermäßig zuckerhaltiges Getränk.

Aber nein, sie war doch nur ein kleines Mädchen, dreijährig, das mit ihren Eltern nach Rom gezogen war. Ihr Vater hieß Germanicus, auch der Name ihrer Mutter war Agrippina. Hochherzig nennt Tacitus sie, doch sie war sich ihrer hohen Abstammung von Augustus überaus bewusst und

pochte darauf. Sie hatte ihr von dem Hochwasser erzählt, das die Residenz umspülte. In Italien trockneten die Flüsse aus, die Flussbetten nackt und voller Schotter. Große Hunde, die sich aus Näpfen Fleischstücke angeln, folgen ihrer Herrin, Hunde, die sich gegenseitig anknurren. Eine Erzählschnur mit einer goldenen Schnalle, die sich um eine kaiserliche Familie schlingt, aber dann buckelt, eine Schlaufe bildet, in die eine andere Familie hineingeknüpft wird. Ein schönes sexuelles Durcheinander, dem ein dynastisches Durcheinander folgt: Alles hinter verschlossenen Türen, niemand blickt durch. Eine *univira* zu sein, eine Frau, die nur ein einziges Mal verheiratet ist (verheiratet worden ist?), bleibt in der hohen Gesellschaft ein besonderer Fall. Auch eine Witwe wird wieder zum Heiraten genötigt, sie ist Spielball in der Machtpolitik. Also: erste Ehe, zweite Ehe, die nächste ist ein Kapitel für sich. Über eine Frau gibt es nach ihrer Ermordung nur Schlechtes zu sagen. Der Kaiser nimmt es mit der ehelichen Treue nicht so genau (was bedeutet das in den römischen Quellen, und was ist, wenn die Quellen versiegen?), noch ein Knoten im Geschichtsfaden, der nicht abreißt. Schließlich die dritte Ehe, die mit einer Gewalttat endet, die vierte, aber noch ist der Onkel mit Namen Claudius, der unter der Hand auch Trottel genannt wird, regierender Herrscher. Claudius ist dreißig Jahre älter als Agrippina. Noch ist sein Sohn Britannicus aus der Ehe mit Messalina ein schwächliches Kind, das auf dem Pferd unsicher sitzt, während Nero als Reiter glänzt. Britannicus hustet auch viel, die Augen tränen, die Wimpern verkleben, das sieht nicht schön aus. Mit dem Ärmel seiner Kindertoga wischt er sich über die Augen. Eine Allergie gegen Pferdehaar plagt ihn, aber er ist der rechtmäßige Erbe.